

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kerstin Gier

Silber

Das zweite Buch der Träume

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



Charles hatte es mir wirklich nicht schwergemacht, seine Tür zu finden: Sie war mit einem lebensgroßen Foto von ihm selber bedruckt, breit grinsend in einem blütenweißen Kittel, auf dessen Brusttasche »Dr. med. dent. Charles Spencer« stand, und darunter: »Der Beste, den Sie für Ihre Zähne bekommen können.«

Womit ich allerdings nicht gerechnet hatte, war, dass das Foto zu singen anfang, als ich die Türklinke berührte.

»*Working hard to keep teeth clean!*«, schmetterte es voller Inbrunst und mit hübscher Tenorstimme auf die Melodie von »*Twinkle, twinkle little star*«. Erschrocken schaute ich mich im Korridor um. Meine Güte, ging es vielleicht auch etwas leiser? Ich hatte ohnehin schon die ganze Zeit das Gefühl, beobachtet zu werden. Obwohl außer mir und Foto-Charles niemand zu sehen war, nur Türen, so weit das Auge reichte. Meine eigene lag gleich um die nächste Ecke, und im Grunde wollte ich nichts lieber, als dorthin zurückzulaufen und die Aktion abubrechen. Mein Gewissen brachte mich beinahe um. Das hier war in etwa so, als würde man jemandes geheimes Tagebuch lesen, nur noch viel schlimmer. Obendrein hatte ich einen Diebstahl dafür begehen müssen, auch wenn

man sich durchaus darüber streiten konnte, ob das wirklich so unmoralisch war, wie es klang. Juristisch betrachtet, war es natürlich ein Diebstahl, aber diese Sorte fellgefütterte Trappermütze mit Ohrenklappen, die ich Charles entwendet hatte, stand nur den wenigsten Menschen gut. Die meisten sahen darin aus wie unterbelichtete Schafe, und Charles machte da keine Ausnahme, also hatte ich ihm im Grunde sogar einen Gefallen getan. Hoffentlich kam nur niemand in mein Zimmer und sah mich mit der dämlichen Mütze im Bett liegen. Denn das war es, was ich gerade wirklich tat: im Bett liegen und schlafen. Mit einer geklauten Trappermütze auf dem Kopf. Nur dass ich nicht irgendwas Nettes träumte, sondern jemanden im Traum ausspionierte. Jemanden, der möglicherweise gerade im Begriff war, Lottie (ihres Zeichens beste Verrückte-Frisuren-Flechterin, Plätzchenbäckerin, Hundeflüsterin und Mädchenseelentrösterin der Welt) das Herz zu brechen. Und da niemand auf der Welt ein sanftmütigeres Herz hatte als Lottie (offiziell übrigens unser Kindermädchen), durfte das auf keinen Fall passieren. Also heiligte in diesem Fall doch hoffentlich der Zweck die Mittel. Oder?

Ich seufzte. Warum musste eigentlich immer alles so kompliziert sein?

»Ich tu's ja nicht für mich, ich tu's für Lottie«, sagte ich halblaut und nur für den Fall, dass ich einen unsichtbaren Zuhörer hatte, dann holte ich tief Luft und drückte die Klinke hinunter.

»Na, na, nicht pfuschen!« Foto-Charles hob seinen Zeigefinger und fing wieder an zu singen. »*Working hard to keep teeth clean, front and back and ...?*«

»Ähm ... in between?«, flüsterte ich verlegen.

»Richtig! Auch wenn es gesungen viel hübscher ist.« Während die Tür aufschwang, schmetterte Charles fröhlich weiter: »*When I brush for quite a while, I will have a happy smile!*«

»Ich kann wirklich nicht nachvollziehen, was Lottie an dir findet«, murmelte ich, während ich über die Schwelle schlüpfte, nicht ohne mich ein letztes Mal im Korridor umzublicken. Immer noch nichts zu sehen.

Hinter der Tür wartete glücklicherweise keine Zahnarztpraxis auf mich, sondern ein sonnenbeschienener Golfplatz. Und Charles, diesmal in 3D, der in karierten Hosen den Golfschläger schwang. Sehr erleichtert, dass ich nicht in einen unanständigen Traum geplatzt war (laut Studien handeln über fünfunddreißig Prozent aller menschlichen Träume von Sex), passte ich mein Outfit rasch den Gegebenheiten an: Poloshirt, Leinenhose, Golfschuhe und – weil ich nicht widerstehen konnte – eine stilechte Schirmmütze. So selbstverständlich wie möglich schlenderte ich näher. Die Tür zum Korridor hatte sich sanft hinter mir geschlossen und stand nun wie ein seltsam anmutendes Kunstwerk mitten auf dem Rasen.

Nach der Landung rollte Charles' Ball mit einer eleganten



Kurve direkt in das Loch, und Charles' Begleiter, ein Mann in seinem Alter mit auffallend schönen Zähnen, fluchte leise.

»Na, was sagt man denn dazu?« Charles drehte sich zu ihm um, ein triumphierendes Lächeln auf den Lippen. Dann fiel sein Blick auf mich, und er lächelte noch breiter. »Oh, hallo, kleine Liv. Hast du das gesehen? Das war ein Hole-in-one. Und damit habe ich unsere kleine Partie hier haushoch gewonnen.«

»Ähm, ja, ganz toll«, sagte ich beifällig.

»Ja, nicht wahr?« Charles lachte glucksend auf und legte einen Arm um meine Schulter. »Darf ich vorstellen? Der, der so grimmig schaut, ist mein alter Studienfreund Antony. Aber keine Sorge, ihm geht es gut, er ist es nur nicht gewohnt, gegen mich zu verlieren.«

»Allerdings nicht.« Antony schüttelte mir die Hand. »Ich bin die Sorte Freund, die einfach in allem besser ist: Ich hatte die besseren Noten, fahre die schickeren Autos, führe die erfolgreichere Praxis und habe immer die hübschere Freundin abgeschleppt.« Er lachte. »Und im Gegensatz zu Charlie habe ich noch alle meine Haare.«

Aha, diese Art Traum war das also. Jetzt tat es mir noch mehr leid, ihn stören zu müssen.

Während Antony sich mit fünf Fingern durch sein volles Haar fuhr, verflüchtigte sich der Triumph aus Charles' Miene. »Es soll Frauen geben, die Männer mit Glatzen durchaus attraktiv finden«, murmelte er.

»Oh ja!«, stimmte ich ihm hastig zu. »Lottie zum Beispiel.«

Und meine Mum. Die war schließlich in Charles' kahlköpfigen Bruder Ernest verliebt. Aber vermutlich nicht wegen der Glatze, sondern einfach nur trotzdem.

»Wer ist Lottie?«, erkundigte sich Antony, und ich war mindestens so gespannt auf die Antwort wie er. Jetzt würde sich zeigen, ob Charles es mit Lottie ernst meinte.

Zumindest lächelte er wieder, als er ihren Namen aussprach. »Lottie wird ... was ist das?« Ein hoher Ton, der plötzlich über den Golfplatz schwang, hatte ihn unterbrochen.

Ausgerechnet jetzt. »Für den Wecker ist es jedenfalls noch zu früh«, murmelte ich alarmiert, und als Antony hinzusetzte: »Für mich klingt das eher wie ein Rauchmelder«, drehte ich mich leicht panisch zur Tür um. Wenn Charles jetzt aufwachte, würde der ganze Traum kollabieren und ich ins Nichts stürzen, eine äußerst unangenehme Erfahrung, die ich so schnell nicht noch einmal machen wollte. Während der hohe Ton immer weiter anschwell und der Himmel bereits von Rissen durchzogen wurde, sprintete ich zurück zur Tür und ergriff die Klinke in genau dem Moment, in dem der Boden unter mir wegzusacken begann. Mit einem großen Schritt rettete ich mich über die Schwelle in den Korridor und zog die Tür hinter mir ins Schloss.

Gerettet. Aber meine Mission war eindeutig gescheitert.

Ich war, was Charles' Gefühle für Lottie anging, genauso schlau wie vorher. Auch wenn er bei der Erwähnung ihres Namens gelächelt hatte.

Foto-Charles begann wieder seinen Zahnputzsong zu singen.

»Ach, halt die Klappe«, schnauzte ich, und Foto-Charles verstummte beleidigt. Und da hörte ich es, mitten in das plötzliche Schweigen hinein: ein vertrautes, unheilvolles Rascheln, nur ein paar Meter entfernt. Obwohl niemand zu sehen war und eine vernünftige Stimme in meinem Kopf sagte, dass das hier sowieso nur ein Traum sei, konnte ich nicht verhindern, dass Angst in mir hochkroch, genauso unheilvoll wie das Rascheln. Ohne genau zu wissen, was ich tat und vor wem ich davonlief, fing ich wieder zu rennen an.



Mein Atem ging so laut, dass ich nichts anderes hören konnte, aber ich war mir sicher, dass das Rascheln mir dicht auf den Fersen war. Und es kam näher. Schwungvoll schliddernte ich um die Ecke in den nächsten Gang, in dem meine Tür lag. Rascheln trifft es auch nicht wirklich, da denkt man eher an eine harmlose Ratte – und dieses Rascheln hier war alles andere als harmlos. Es war das unheimlichste Geräusch, das ich je gehört hatte (und ich hatte es heute eingerechnet schon ein paarmal gehört) – wie von einem Vorhang, der beiseitegezogen wird und hinter dem ein hohlwangiger, irre mit den Augen rollender Kettensägenmörder mit blutüb...

Ich bremste abrupt. Neben meiner Tür wartete nämlich bereits jemand auf mich. Zu meinem Glück kein hohlwangiger Kettensägenmörder, sondern jemand viel Hübscheres.

Henry. Mein Freund seit nunmehr achteinhalb Wochen. Und nicht nur im Traum, sondern auch im echten Leben. (Allerdings schien es mir, dass wir weit mehr Zeit in unseren Träumen miteinander verbrachten als in wachem Zustand.) Er lehnte wie so oft mit dem Rücken an der Wand, hatte seine Arme vor der Brust verschränkt und lächelte. Dieses ganz spezielle Henry-Lächeln, das nur mir galt und mir jedes

Mal das Gefühl gab, das glücklichste Mädchen auf der ganzen Welt zu sein. Normalerweise hätte ich zurückgelächelt (mit einem hoffentlich genauso speziellen Liv-Lächeln) und mich in seine Arme geworfen, aber dafür war jetzt keine Zeit.

»Nächtliches Fitnessstraining?«, erkundigte er sich, als ich vor ihm stehen blieb und mit der Faust gegen die Tür hämmerte, anstatt ihn zu küssen. »Oder läufst du vor etwas weg?«

»Erzähl ich dir drinnen!«, keuchte ich, ohne mit dem Hämmern aufzuhören. Die Briefkastenklappe öffnete sich, und jemand schob – quälend langsam – zuerst einen Zettel und dann einen Stift hinaus.

»Das heutige Kennwort bitte aufschreiben, den Zettel korrekt falten und wieder hindurchschieben«, flötete die freundliche Stimme von Mr Wu hinter der Tür.

Ich fluchte leise. Mein Sicherheitssystem war zwar super gegen fremde Eindringlinge, aber nicht besonders gut, wenn man sich selber schnell in Sicherheit bringen wollte.

»Im Traum gibt es wirklich effektivere Methoden als wegzurennen, Liv.« Henry hatte sich gründlich im Gang umgeschaut und trat nun neben mich. »Du kannst einfach wegfliegen oder dich in etwas uneinholbar Schnelles verwandeln. Zum Beispiel in einen Geparden. Oder eine Mondrakete ...«

»Es fällt aber nun mal nicht jedem so leicht wie dir, sich zu verwandeln, schon gar nicht in eine doofe Mondrakete!«, fuhr ich ihn an. Der Stift in meiner Hand zitterte ein wenig,

aber in Henrys Gegenwart hatte sich meine Angst deutlich gemildert. Kein Rascheln mehr zu hören. Trotzdem war ich sicher, dass wir nicht allein waren. War es nicht dunkler geworden? Und kälter?

»Neulich warst du so eine süße kleine Katze«, sagte Henry, der nichts davon zu merken schien.

Ja, war ich. Aber erstens hatte ich mich gar nicht in eine süße kleine Katze, sondern in einen gefährlichen großen Jaguar verwandeln wollen, und zweitens hatte mich da auch niemand verfolgt, sondern Henry und ich hatten nur zum Spaß ein bisschen herumprobiert. Es war mir ein Rätsel, wie man sich konzentrieren und schnell in etwas verwandeln sollte, wenn man von etwas Furchteinflößendem, Unsichtbarem bedroht wurde und vor Angst mit den Knien schlotterte. Wahrscheinlich war Henry nur so gut in diesem ganzen Verwandlungskram, weil er nie Angst hatte. Auch jetzt grinste er nur sorglos.

Mit zusammengebitenen Zähnen hatte ich endlich »Filzpantoffelpompom« auf den Zettel gekritzelt, ihn zu einem Dreieck zusammengefaltet und wieder durch den Briefkastenschlitz geschoben.

»Ein bisschen schlampig, aber korrekt«, sagte Mr Wu von innen, und die Tür öffnete sich. Ich packte Henry am Arm, zog ihn über die Schwelle und knallte die Tür hinter uns ins Schloss. Dann atmete ich erleichtert auf. Das hatten wir schon mal geschafft.

»Geht es nächstes Mal vielleicht ein bisschen schneller?«, fauchte ich Mr Wu an. (Etwas, das ich mich dem echten Mr Wu gegenüber niemals getraut hätte.)

»Schildkröten können dir mehr über den Weg erzählen als Hasen, Miss Olive.« Mr Wu verneigte sich vor mir (etwas, das der echte Mr Wu niemals getan hätte) und schenkte Henry ein knappes Nicken. »Willkommen in Miss Olives Restaurant der Träume, fremder Junge mit wuscheligen Haaren.«

Wir waren tatsächlich in einer Art Restaurant gelandet, wie ich feststellen musste, einem ziemlich hässlichen Restaurant mit schwarzen Resopal-Tischen, grellroten Tischläufern und von der Decke herabbaumelnden orangefarbenen Lampions. Aber es roch bestechend nach scharf angebratenem Hühnchenfleisch. Jetzt erst merkte ich, wie hungrig ich war. Es war eine dumme Idee gewesen, ohne Abendessen ins Bett zu gehen, denn dann gerieten meine Träume immer leicht außer Kontrolle.

Henry starrte Mr Wu verdutzt an. »Ist der neu?«

»Ich bin heute Nacht hier der Torwächter«, erklärte Mr Wu feierlich. »Man nennt mich Wu, die Tigerpranke, Beschützer der Waisen und Bedürftigen. Gib einem Hungrigen Fisch, und er wird satt. Lehre ihn fischen, und er wird nie mehr Hunger leiden.«

Henry kicherte, und ich merkte, wie ich rot anlief. Meine Träume waren mitunter ein wenig peinlich. Der sprüche-

klopfende Traum-Mr Wu trug zu allem Überfluss einen schwarzen, glänzenden Seidenpyjama mit einem aufgestickten Tigerkopf, und an seinem Hinterkopf baumelte ein meterlanger Zopf. Sein reales Vorbild, mein erster Kung-Fu-Lehrer in Kalifornien, wäre nicht mal an Halloween so herumgelaufen.

»Na gut«, sagte Henry immer noch kichernd. »Ich hätte dann bitte gern einmal Ente süß-sauer.«

»Vielen Dank, Mr Wu«, sagte ich hastig und wischte Mr Wu und das ganze Restaurant mit einer Handbewegung fort. Stattdessen standen wir nun in dem kleinen Park in den Berkeley Hills in Kalifornien, in den ich Henry im Traum schon ein paarmal mitgenommen hatte, das erstbeste Szenario, das mir in den Sinn gekommen war. Von hier hatte man eine großartige Aussicht bis hinab in die Bucht, über der gerade die Sonne unterging und den Himmel mit spektakulären Farben übergoss.

Henry verzog trotzdem unzufrieden das Gesicht. »In dem Restaurant roch es so verdammt lecker«, sagte er. »Und jetzt knurrt mein Magen.«

»Meiner auch, aber egal, wie viel wir gegessen hätten, wir wären ja doch nicht satt geworden.« Ich ließ mich auf eine Bank fallen. »Das ist schließlich nur ein Traum. Mist, ich hätte Mr Wu noch ein neues Kennwort sagen müssen. Wer weiß, wer mir eben beim Schreiben über die Schulter geguckt hat.«